

# Ivan Sergejevich Turgenev



Hamlet und Don Quichotte

# Hamlet und Don Quichotte.

Eine Studie  
von  
**Iwan S. Turgenew.**

---



Nord und Süd  
Eine deutsche Monatszeitschrift

Breslau.  
Druck und Verlag von S. Schottlaender.  
Band XXVIII — Januar — 1884 — Heft 82.

(Vortrag, am 10. Januar 1860 öffentlich gehalten zum Besten der Gesellschaft für Unterstützung bedürftiger Schriftsteller und Gelehrter.)



Geehrte Anwesende!

**D**ie erste Auflage der Shakespeare'schen Tragödie »Hamlet« und der erste Theil des Cervante'schen »Don Quichotte« erschienen in ein und demselben Jahre, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Diese zufällige Gleichzeitigkeit erschien mir von Bedeutung. Die Vergleichung der beiden genannten Werke führte mich auf eine Reihe von Gedanken: ich bitte um die Erlaubniß, diese Gedanken Ihnen mitzutheilen, indem ich im Voraus auf Ihre Nachsicht rechne. »Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen«, sagt Goethe. Ein Prosaiker hat kein Recht, dies zu beanspruchen; er darf jedoch erwarten, daß seine Leser — oder Zuhörer — geneigt sind, ihm auf seinen Wanderungen, in seinen Forschungen zu folgen.

So manche meiner Anschauungen wird Sie, geehrte Anwesende, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit vielleicht befremden. Aber darin eben besteht der eigenthümliche Vorzug großer poetischer Werke, denen der Genius ihrer Schöpfer eine unvergängliche Lebenskraft eingehaucht hat, daß die auf sie — wie auf das Leben überhaupt — sich beziehenden Anschauungen unendlich mannigfaltig, ja widersprechend, und doch zur selben Zeit gleich richtig sein können. Wie oft ist »Hamlet« kommentirt

worden, und wie viel Kommentare sind noch zu erwarten. Zu welchen verschiedenartigen Schlüssen hat nicht das Studium dieses wahrhaft unerschöpflichen Typus geführt! — »Don Quichotte« bietet — wegen des Eigenthümlichen seiner Aufgabe, wegen der wahrhaft großartigen Klarheit der Erzählung, die wie von einer südlichen Sonne durchleuchtet erscheint, wenig Veranlassung zu Erläuterungen. Leider besitzen wir Russen keine gute Uebersetzung des »Don Quichotte«. Die meisten von uns behalten von ihm ziemlich unbestimmte Erinnerungen. Unter dem Worte »Don Quichotte« denken wir uns nichts Anderes, als einen Hanswurst — das Wort »Don Quichotterie« ist bei uns gleichbedeutend mit Unsinnigkeit, während wir dasselbe als ein Symbol höherer Selbstaufopferung — nur von einer komischen Seite aufgefaßt — verstehen sollten. Eine gute Uebersetzung des »Don Quichotte« wäre ein wahrhaftes Verdienst dem Publikum gegenüber; die Dankbarkeit Aller erwartet den Schriftsteller, der uns dieses einzig dastehende Wert in seiner ganzen Schönheit wiedergäbe. — Doch kehren wir zu dem Gegenstande unserer Unterhaltung zurück.

Ich sagte, daß mir das gleichzeitige Erscheinen des »Hamlet« und des »Don Quichotte« von Bedeutung erschienen sei. Es kam mir vor, als wenn in diesen beiden Figuren die beiden fundamentalen, entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur ein

typisches Dasein gewonnen hätten — die beiden Pole jener Axe, um welche sich das Menschenleben dreht. Es schien mir, als ob alle Menschen mehr oder weniger dem einen oder dem andern dieser beiden Typen unterzuordnen seien, daß fast jeder von uns dem Don Quichotte oder dem Hamlet sich nähere. Freilich, heutzutage giebt es der Hamlete bedeutend mehr als der Don-Quichotte; aber auch die Letzteren haben nicht aufgehört zu existiren.

Erklären wir uns deutlicher.

Alle Menschen leben — bewußt oder unbewußt — kraft ihrer spezifischen Prinzipien, ihrer Ideale, d. h. kraft dessen, was sie als Wahrheit, Schönheit, Güte anerkennen. Die Einen empfangen ihr Ideal als etwas bereits Fertiges, mit bestimmten, historisch entwickelten Formen; sie leben, indem sie ihr Dasein nach diesen Idealen einrichten, wobei es allerdings oft vorkommt, daß sie, unter dem Einflusse der Leidenschaften oder des Zufalls, von demselben adweichen. Immerhin diskutieren sie dasselbe nicht, zweifeln nicht an ihm. Andere dagegen unterwerfen es der Analyse ihres eigenen Denkens. Wie dem auch sei, ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß für alle Menschen dieses Ideal, diese Grundlage und dieses Ziel ihrer Existenz entweder außer ihnen, oder in ihnen selbst liegt — mit anderen Worten: für einen jeden von uns nimmt die erste Stelle entweder sein eigenes Ich, oder etwas Anderes, was er als ein Höheres anerkennt,

ein. Man könnte mir einwenden, das wirkliche Leben lasse solch' scharfe Abgrenzungen nicht zu, bei einunddemselben Individuum wechselten diese beiden Anerkennungen, ja könnten sogar bis zu einem gewissen Grade ineinanderfließen. Es ist mir aber auch nicht eingefallen, zu behaupten, daß in der menschlichen Natur Abänderungen und Widersprüche etwas Unmögliches seien; ich wollte bloß aus die beiden verschiedenartigen Beziehungen des Menschen zu seinem Ideale hinweisen — und werde jetzt bemüht sein, darzulegen: in welcher Weise diese beiden verschiedenartigen Beziehungen nach meinem Ermessen in den von mir gewählten beiden Typen verkörpert sind.

Wir beginnen mit Don Quichotte.

Was drückt Don Quichotte an sich aus? Wollen wir ihn nicht mit dem hastigen Blicke betrachten, der sich nur an Oberflächlichkeiten und Details heftet! Wir wollen in Don Quichotte nicht bloß einen Ritter der traurigen Gestalt sehen, eine Figur, die zum Auslachen der alten ritterlichen Romane geschaffen ist. Es ist bekannt, daß die Bedeutung dieser Person sich unter der Hand seines mustergültigen Schöpfers ausgedehnt hat, und daß der Don Quichotte des zweiten Theiles — der liebenswürdige Gesellschafter von Herzögen und Herzoginnen, der weise Lehrer des Waffenträgers vom Gouverneur — daß dieser Don Quichotte nicht mehr derselbe ist, als den er sich uns im ersten Theile des Romans, besonders im Anfange

desselben vorgestellt hat — nicht mehr jener seltsame und komische Kauz, der so reichlich mit Hieben versorgt wird. Deshalb wollen wir auch in unserer Betrachtung auf den Grund gehen. — Ich wiederhole: Was drückt Don Quichotte an sich aus? Den Glauben zu allererst; den Glauben an etwas Ewiges, Unerschütterliches, — mit einem Worte an das Wahre, an die Wahrheit, die außerhalb des einzelnen Menschen liegt, die sich ihm nicht leicht darbietet, die da erfordert daß man ihr diene und Opfer bringe; die aber der Beständigkeit des Dienstes und der Macht der Opfer zugänglich ist. Don Quichotte ist von Ergebenheit zu einem Ideal durchdrungen, welchem zulieb er geneigt ist, sich allen möglichen Entsagungen auszusetzen, sein Leben zu opfern. Sein eigenes Leben schätzt er nur insofern, als es als Mittel zur Realisirung des Ideals dienen kann, als Mittel zur Verpflanzung der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf die Erde. Man wird mir einwenden, daß seine gestörte Einbildungskraft dieses Ideal aus der phantastischen Welt der ritterlichen Romane geschöpft habe; ich gebe es zu — und eben hierin besteht die Komik der Don-Quichotte'schen Persönlichkeit. Aber das Ideal selbst bleibt trotzdem in seiner ganzen, unversehrten Reinheit. Für sich allein zu leben, nur für sich zu sorgen — das hätte Don Quichotte für schändlich gehalten. Er lebt ganz und gar (wenn man sich so ausdrücken darf) außer sich, für die Anderen, für die Brüder, um das Böse auszurotten,



zu wirken gegen die der Menschheit feindlichen Gäste: gegen die Zauberer, die Riesen, d. h. gegen die Unterdrücker. Er besitzt keine Spur von Egoismus, er denkt nicht an sich, er ist durch und durch Selbstaufopferung — beachten Sie nur dieses Wort! — er glaubt, glaubt fest und ohne Hintergedanken. Deshalb ist er auch unerschrocken, geduldig, begnügt sich mit der allerdürftigsten Nahrung, mit der allerarmseligsten Kleidung: er hat keine Zeit, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern. Sanft von Herzen, ist er groß an Geist und kühn; seine rührende Frömmigkeit stört nicht seine Freiheit. Dem Ehrgeiz fremd, hegt er keinerlei Zweifel, weder an sich, noch an seinem Berufe, noch sogar an seinen physischen Kräften. Sein Wille ist ein unerschütterlicher Wille. Das immerwährende Streben nach einunddemselben Ziele verleiht seinen Gedanken eine gewisse Einförmigkeit, sein Verstand wird einseitig. Er hat wenig Kenntnisse; aber er benöthigt nicht des vielen Wissens: er weiß, um was es sich bei ihm handelt, wozu er auf Erden ist, und dies ist das wichtigste Wissen. Don Quichotte kann entweder als ein vollkommen unsinniger Mensch erscheinen, da die allerzweifelloseste Realität vor seinen Augen verschwindet, zerschmilzt wie Wachs, vom Feuer seines Enthusiasmus (er sieht in Wirklichkeit lebende Mauren in den hölzernen Puppen, Ritter — in den Schafböcken); oder als ein beschränkter Mensch, da er unfähig ist, sowohl leichthin mitzufühlen,

als leichthin zu empfinden. Jedoch, gleich einem unverwüstlichen Baume, hat er tief im Boden Wurzel gefaßt, und ist nicht im Stande, weder seiner Ueberzeugung untreu zu werden, noch von einem Gegenstande zu einem andern hinüberzuflattern. Die Stätte seiner moralischen Durchdrungenheit (beachten Sie nur, daß dieser verrückte, umherziehende Ritter das moralischste Geschöpf von der Welt ist!) verleiht allen seinen Urtheilen und Anreden seiner ganzen Figur eine eigenthümliche Macht und Größe, ungeachtet der komischen und erniedrigenden Lagen, in welche er unaufhörlich geräth . . . Don Quichotte ist Enthusiast im Dienste des Ideales, und deshalb auch von dem Glanze desselben umleuchtet.

Was stellt nun aber Hamlet vor?

Analyse — zu allererst, und Egoismus, und deshalb auch Unglauben. Er lebt ganz und gar für sich, er ist Egoist; aber an sich zu glauben — vermag der Egoist nicht. Glauben kann man nur an das, was außer Einem oder über Einem ist. Aber dieses Ich, an das er nicht glaubt, ist ihm theuer. Es ist der Ausgangspunkt, zu welchem er fortwährend wieder zurückkehrt; denn er findet sonst Nichts in der ganzen Welt, woran er sich mit ganzer Seele anheften könnte. Er ist Skeptiker, und immer nur mit sich beschäftigt. Aber nicht mit seinen Pflichten, sondern mit seiner Lage. Alles bezweifelnd, schont Hamlet natürlich auch sich selbst nicht. Sein Verstand ist

zu sehr entwickelt, als daß er durch das, was er in sich findet, befriedigt werden konnte. Er erkennt seine Schwäche an, aber jede Selbsterkenntniß ist eine Kraft: daher entsteht seine Ironie — ein Gegensatz zu dem Enthusiasmus bei Don Quichotte. Hamlet schimpft über sich mit Wohlbehagen und Uebertreibung; indem er beständig sich selbst beachtet, immerwährend in sein Inneres hineinsieht, kennt er alle seine Mängel auf das Feinste. Er verachtet sie, er verachtet sich selbst, und zu gleicher Zeit, kann man sagen, existirt er von dieser Verachtung und nährt sich von ihr. Er glaubt nicht an sich — und ist eitel; er weiß nicht recht, was er will und wozu er lebt — und hängt doch am Leben . . . »Oder hätte nicht der Ewige sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord!« ruft er in der 2. Scene des I. Aktes aus . . . »O Gott! O Gott! Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!« Aber er wird dieses schaaale und unersprießliche Leben nicht opfern. Er denkt an den Selbstmord noch vor dem Erscheinen des Geistes seines Vaters, noch vor jenem, schrecklichen Auftrage, der seinen ohnedies schon gelähmten Willen vollkommen vernichtet — aber er wird sich nicht umbringen. Die Liebe zum Leben äußert sich schon in dem Denken an das Aufhören desselben: allen achtzehnjährigen Jünglingen sind solche Gefühle bekannt.

»Das kocht das Blut, das ist der Kräfte Ueberfluß.«  
Ader wir wollen nicht zu streng gegen Hamlet sein: er

leidet; und seine Leiden sind schmerzhafter und ätzender als die Don Quichotte's. Jenen schlagen grobe Hirten oder Verbrecher, die durch ihn ihre Freiheit wiedergewinnen; Hamlet fügt sich selbst Wunden zu, er martert sich selbst. Auch in seinen Händen befindet sich ein Schwert: das zweischneidige Schwert der Analyse.

Don Quichotte, wir müssen es gestehen, ist unbedingt lachenerregend. Seine Figur ist vielleicht die allerkomischste, die je ein Dichter gemalt hat. Sein Name ist sogar im Munde des russischen Bauern zum Spottnamen geworden. Ich hatte Gelegenheit, mich davon mit eigenen Ohren zu überzeugen. Wir brauchen nur an ihn zu denken, um sofort in unserer Vorstellung eine hagere, eckige, buckelnasige Figur heraufzubeschwören, in einen karikirten Panzer geschnürt, sitzend auf dem hinfälligen Gerippe eines kläglichen Rosses — jener unglückseligen, immer hungernden und geprügelten Rosinante, der man eine gewisse, halb spaßige, halb rührende Theilnahme nicht versagen kann. Don Quichotte ist lachenerregend . . . unter unserm Spott aber birgt sich ein versöhnendes und gleichzeitig sühnendes Geständniß — und wenn mit Recht gesagt wird: »was du verlachst, dem wirst du noch dienen«, so kann man hinzufügen: wen du verspottest, dem hast du verziehen, den kannst du sogar noch lieb gewinnen. Hamlets Aeußeres dagegen ist anziehend. Seine Melancholie, sein blasses, obwohl nicht abgezehrttes Aussehen (seine

Mutter bemerkt, daß er fett sei — »our son is fat«) seine schwarze Sammetkleidung, die Feder auf dem Hute, sein elegantes Benehmen, die unbezweifelte Poesie seiner Sprache, das ihn nie verlassende Gefühl des Vorzugs vor allen andern Menschen neben der giftigen Freude an seiner Selbsterniedrigung — Alles gefällt an ihm, Alles bezaubert. Jeder fühlt sich geschmeichelt, ein Hamlet genannt zu werden, Niemandem würde es angenehm sein, den Beinamen »Don Quichotte« verdient zu haben. »Hamlet Baratinsky« — so schreibt Puschkin an seinen Freund. Ueber Hamlet sich lustig zu machen, würde Niemandem einfallen; und darin liegt eben seine Verurtheilung: ihn zu lieben, ist fast unmöglich. Nur solche Menschen, die Horatio ähnlich sind, sind im Stande, eine Anhänglichkeit an ihn zu gewinnen. Wir werden von solchen Menschen später noch reden. Theilnahme schenkt ihm Jedermann, und das ist auch verständlich: fast ein Jeder findet bei ihm seine eigenen Züge. Aber ihn lieben — ich wiederhole es — ist unmöglich, weil er selbst Niemanden liebt.

Wir wollen unsern Vergleich weiter ausdehnen. Hamlet ist der Sohn eines Königs, den sein eigener Bruder, der Usurpator seines Thrones, ermordet hat. Sein Vater steigt aus dem Grabe, »aus den Tiefen der Hölle,« um ihm aufzutragen, ihn zu rächen; er aber schwankt, klügelt und wägt, hat ein Vergnügen daran, über sich zu schelten, und ermordet endlich zufälligerweise seinen Stiefvater. Ein

tiefer psychologischer Zug, um dessen willen sich sogar mancher kluge, aber kurzsichtige Mann erkühnt hat Shakespeare zu rügen! — Dagegen Don Quichotte, ein armer, fast bettelarmer Mann, ohne alle Mittel und Verbindungen, alt und alleinstehend, übernimmt es, das Böse zu bessern und die Unterdrückten (ihm ganz fremde Leute) zu schützen, und das auf dem ganzen Erdballe! Was gilt es ihm daß schon sein erster Versuch, die Unschuld aus der Hand des Unterdrückers zu befreien, mit doppeltem Unglück über die Unschuld selbst zusammenbricht (ich habe jene Scene im Sinne, in der Don Quichotte den Knaben vor den Schlägen seines Herrn rettet, wofür Letzterer, sogleich, nachdem sich der Befreier entfernt, den armen Jungen zehnmal stärker prügelt); was gilt es ihm, daß er in der Verblendung, es mit schädlichen Riesen zu thun zu haben, nützliche Windmühlen überfällt . . . Die komische Hülle dieser Bilder darf aber unsere Augen nicht von dem ihnen verborgenen Sinne abhalten. Wenn Jemand in der Lage ist, sich opfern zu sollen, und er berechnet und erwägt erst die Folgen und die Wahrscheinlichkeit des Nutzens, der von seiner That zu erwarten ist, so ist es sehr zweifelhaft, ob er überhaupt der Selbstaufopferung fähig ist. Bei Hamlet kann etwas Aehnliches gar nicht vorkommen: wie könnte er mit seinem durchdringenden, seinen, skeptischen Verstande in einen so groben Irrthum verfallen! Nein, er würde sich nicht mit Windmühlen

schlagen, er glaubt nicht an Riesen . . . aber er würde sie auch nicht anfallen, selbst wenn sie in Wirklichkeit existirten. Hamlet würde nicht, wie es Don Quichotte thut, All und Jedem das Seifebecken eines Barbiers vorzeigen und betheuem, daß es unbedingt der echte Helm des Zauberer's Mambrin sei; ich vermuthe sogar, wenn die Wahrheit selbst in Körperform vor seine Augen getreten wäre, Hamlet hätte sich auch dann nicht entschließen können zu verbürgen, daß es wirklich sie selbst, die Wahrheit gewesen sei. Denn wer wüßte es? Vielleicht existirt die Wahrheit ebenso wenig wie die Zauberer? Wir spotten über Don Quichotte . . . aber, meine Vielgeehrten, wer von uns könnte, sich gewissenhaft befragend, seine vergangenen und gegenwärtigen Ueberzeugungen prüfend, wer könnte sich entschließen zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle imstande sei und gewesen ist, ein zinnernes Becken eines Barbiers von dem goldenen Helme eines Zauberers zu unterscheiden? Deshalb meine ich auch, daß die Hauptsache eben in der Aufrichtigkeit und der Kraft der Ueberzeugung selbst liege. Das Ergebnis dagegen liegt in den Händen des Schicksals. Das Schicksal allein ist imstande uns zu zeigen, ob wir mit Phantomen oder mit reellen Feinden gekämpft, und mit welchen Waffer wir uns gedeckt haben. Unsere Sache ist es nur: uns zu rüsten und zu kämpfen.

Bemerkenswerth sind die Beziehungen der Umgebung,

der sogenannten Menschenmasse zu Hamlet sowohl, als zu Don Quichotte.

Polonius ist der Vertreter der Masse Hamlet gegenüber; Sancho Pansa gegenüber Don Quichotte.

Polonius ist ein gewandter, praktischer, mit gesundem Menschenverstande ausgerüsteter, obwohl gleichzeitig beschränkt und geschwätziger Alter. Er ist ein ausgezeichneter Administrator, ein musterhafter Vater. Denken Sie nur an die Lehren, die er seinem Sohne Laertes vor dessen Abreise in's Ausland erteilt: sie könnten in ihrer Weisheit mit den bekannten Verordnungen Sancho Pansas, des Gouverneurs der Insel Barakaria konkurrieren. In Polonius' Augen ist Hamlet nicht sowohl ein Verrückter, als vielmehr ein Kind; und wäre nicht Hamlet ein Königssohn er würde ihn wegen seiner gründlichen Nutzlosigkeit, wegen der Unmöglichkeit einer Positiven und sachlichen Verwendung seiner Gedanken verachten. Die bekannte Wolken-Szene zwischen Hamlet und Polonius — eine Scene, bei welcher Hamlet sich einbildet, den Alten zu foppen — hat für mich einen augenscheinlichen Sinn, der meine Ansicht bestätigt. Ich erlaube mir, Ihnen die Scene in Erinnerung zu bringen:

Polonius.

Gnädiger Herr, die Königin wünscht Euch zu sprechen, und das sogleich.

Hamlet.



Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kamels?

Polonius.

Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.

Hamlet.

Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

Polonius.

Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

Hamlet.

Ober wie ein Walfisch!

Polonius.

Ganz wie ein Walfisch!

Hamlet.

Nun, so will ich zu meiner Mutter kommen, im Augenblick. —

Ist es nicht klar, daß in dieser Scene Polonius zu gleicher Zeit ein Höfling ist, der dem Prinzen nachgiebt, und ein Erwachsenen der einem kranken, störrischen Knaben nicht widersprechen will? Polonius traut Hamlet nicht auf ein Haar, und er hat Recht. Bei dem bornirten Selbstvertrauen, das ihm eigen ist, schreibt er den Eigensinn Hamlets der Liebe zu Ophelien zu, und darin täuscht er sich selbstverständlich; aber er täuscht sich nicht bei der Schätzung des Charakters des Prinzen. Solche Menschen wie Hamlet sind in Wahrheit für die Masse ohne Nutzen; sie geben ihr Nichts, sie können sie nirgends führen, weil sie sich selbst nicht vom Flecke rühren. Und wie soll man führen, wenn man sich selbst

nicht sicher ist, ob der Boden unter den Füßen fest steht? Dabei verachten solche Hamlete die Masse. Wer sich selbst nicht achtet — von uns, was könnte er achten? . . . Und ist die Masse werth, daß man sich mit ihr abgiebt? Sie ist so grob und schmutzig! Hamlet aber ist Aristokrat, nicht nur der Geburt nach.

Ein ganz anderes Bild als Polonius bietet uns Sancho Pansa dar. Er spottet im Gegentheil über Don Quichotte, weiß nur zu gut, daß er ein Verrückter ist, verläßt aber dennoch dreimal hintereinander seine Heimath, sein Haus, seine Frau und seine Tochter, um diesem Verrückten zu folgen, geht ihm überall nach, setzt sich allerhand Unaannehmlichkeiten aus, ist ihm in den Tod ergeben, glaubt ihm, stolzirt mit ihm und weint bitterlich, vor dem armseligen Lager knieend, auf welchem sein früherer Herr im Sterben liegt. Etwaige Aussichten auf Gewinn oder sonstige persönliche Vortheile — hiermit wäre diese Ergebenheit nicht zu erklären. Sancho Pansa besitzt zu viel Mutterwitz: er weiß nur zu gut, daß er außer Schlägen als der Waffenträger eines herumwandernden Ritters fat nichts zu erwarten hat. Der Grund seiner Hingebung ist tiefer zu suchen: sie wurzelt, wenn man sich so ausdrücken darf, in der vielleicht besten Eigenschaft der Masse — in der Veranlassung zu einer glücklichmachenden und ehrlichen Verblendung (leider sind ihr auch andere Verblendungen eigen!) in der Fähigkeit des uneigennütigen Enthusiasmus, der

Geringschätzung aller direkten Persönlichen Vortheile, was beim armen Manne gleichbedeutend ist mit der Gleichgültigkeit gegen das tägliche Brot. Eine große, weltgeschichtlich bedeutende Eigenschaft! Die Masse hört gewöhnlich damit auf, daß sie von einem blinden Glauben beseelt, denselben Männern folgt, die sie selbst früher verspottete, die sie sogar verdammt und verfolgte; die aber, ohne sich von ihren Verfolgungen, von ihrem Fluchen, von ihrem Hohne abschrecken zu lassen, standhaft vorwärts gehen, ihren geistigen Blick nach den nur von ihnen gesehenen Ziele gerichtet — die suchen, fallen, sich aufheben und endlich finden . . . und mit Recht finden: nur derjenige findet, der von seinem Herzen geleitet wird. »**Les grandes pensées viennent du coeur**,« sagt Vauvenargue. Hamlete — finden Nichts und hinterlassen keine Spur außer der ihrer eigenen Person — hinterlassen keine That. Sie lieben nicht und glauben nicht — was sollten sie denn finden? Schon in der Chemie (nicht zu reden von der organischen lebendigen Natur) ist es nothwendig, zur Darstellung eines dritten Körpers zwei andere zu verbinden. Hamlete aber sind nur mit sich beschäftigt: sie sind einsam und deshalb auch unfruchtbar.

Man wird und einwenden: »Und Ophelia? wird sie denn nicht von Hamlet geliebt?

Wollen wir auch ihr ein Wort widmen, gleichzeitig aber auch von Dulcinea sprechen. Die Beziehungen

unserer beiden Typen, des Hamlet und des Don Quichotte, zum Weibe sind sehr bezeichnend.

Don Quichotte liebt Dulcinea, ein Weib, das nicht existirt, und ist bereit für sie zu sterben. (Erinnern Sie sich seiner Worte, als er, besiegt und zu Boden geschleudert, seinem Besieger, der bereite die Lanze gegen ihn erhoben, sagt: »Durchbohret mich, Ritter! Meine Schwäche aber möge nicht Anlaß geben, den Ruhm der Dulcinea zu schmälern: ich behaupte trotz Allem, daß sie die vollkommenste Schönheit auf der Welt ist«). Seine Liebe ist eine ideale, reine Liebe, so sehr ideal, daß er sogar nicht die Nicht-Existenz des Gegenstandes seiner Leidenschaft bemerkt, so sehr rein, daß, als Dulcinea vor ihm in Gestalt einer gewöhnlichen und schmutzigen Bäuerin erscheint, er dem Zeugnisse seiner Augen nicht traut und sie für eine Verzauberte ansieht, die ein böser Zauberer im Bann hält. Ich selbst habe es schon auf meinen Wanderungen erlebt, daß Menschen auch für eine ebensowenig existirende Dulcinea starben, oder sich für ein gemeines und oftmals schmutziges Etwas opfern wollten, in welchem sie die Verwirklichung ihres Ideales sahen und dessen Verwandlung sie ebenfalls dem Einflusse böser — bald hätte ich gesagt: Zauberei — böser Zufälle oder Menschen zuschrieben. Ich habe sie gesehen, und wenn solche Menschen nicht mehr vorkommen sollten, dann möge sich das Buch der Geschichte für immer

verschließen! in diesem Buche wird dann Nichts mehr zu lesen sein! Von Sinnlichkeit ist bei Don Quichotte keine Spur zu finden; alle seine Phantasieen sind keusch und sündlos, in der Tiefe seines Herzens ist sicherlich keine Hoffnung auf eine jemalige Vereinigung mit Dulcinea vorhanden — eine Vereinigung, vor der er sicherlich sogar zurückschrecken würde.

Und Hamlet: liebt er wirklich? Wäre es möglich, daß sein ironievoller Schöpfer selbst, Shakespeare, dieser tiefste Kenner des menschlichen Herzens, sich hätte entschließen können, einem Egoisten, einem Skeptiker, der von dem Gifte der Analyse durchdrungen ist — einem solchen ein liebendes, ergebenes Herz zu verleihen? Shakespeare ist in diesen Widerspruch nicht gerathen: dem aufmerksamen Leser kostet es nicht viel Mühe sich zu überzeugen, daß Hamlet ein sinnlicher, und im Stillen sogar wollüstiger Mensch ist (der Höfling Rosenkranz schmunzelt nicht umsonst — ohne dabei Worte zu gebrauchen — als Hamlet in seiner Gegenwart sich äußert, daß die Frauen ihm zuwider geworden seien), daß Hamlet, mit einem Worte, nicht liebt und sich nur anstellt — und dies sogar nachlässig! — als ob er liebe. Wir besitzen hierfür eine Bestätigung von Shakespeare selbst.

In der 1. Scene des III. Aufzuges sagt Hamlet zu Ophelia:

Ich liebte Euch einst.

Ophelia.

In der That, mein Prinz. Ihr machtet mich's glauben.

Hamlet.

Ihr hättet mir nicht glauben sollen . . . Ich liebte Euch nicht.

Und indem Hamlet dieses letzte Wort ausspricht, ist er der Wahrheit näher, als er selbst vermuthet. Seine Gefühle zu Ophelia, einem unschuldigen und bis zur Heiligkeit klaren Wesen, sind entweder cynsch (erinnern Sie sich seiner Worte seiner zweideutigen Anspielungen, als er, in der Scene der Theatervorstellung sie um die Erlaubniß angeht, zu liegen . . . in ihrem Schooße zu liegen). oder phrasenhaft (lenken Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Scene zwischen ihm und Laertes, als er in das Grab Opheliens hineinspringt und in einer Sprache redet, die eines Bramarbas oder eines Fähnrichs Pistol würdig wäre: »Ich liebe Ophelien. Vierzigtausend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hatten nicht meine Summe erreicht! . . . Und schwatzezt du von Bergen, laß auf uns Millionen Hufen werfen, bis der Boden« u. s. w.). Sein ganzes Verhältniß zu Ophelia ist aber nichts Anderes, als das Sichbeschäftigen mit sich selbst, und in seinem Ausrufe: »O Nymphe! Schließ in Dein Gebet all meine Sünden ein!« sehen wir nichts Anderes, als das tiefe Bewußtsein der eigenen, krankhaften Ohnmacht — der Ohnmacht, zu lieben, welche sich abergläubisch vor dem »Heiligthum der

Reinheit« beugt.

Es sei aber nunmehr genug der Betrachtungen dieser dunkeln Seiten des Hamletschen Typus, jener Seiten die eben deshalb uns mehr ärgern, weil sie uns näher und verständlicher sind. Wir wollen uns bemühen, auch dasjenige zu würdigen, was an ihm gesetzlich und deshalb an ihm ewig ist. Er verkörpert in sich das Element der Negation, jenes Element, welches ein anderer großer Dichter uns in der Figur des Mephisto vorgeführt hat — indem er ihn von allein Rein-Menschlichen absondert. Hamlet ist der nämliche Mephisto, aber ein Mephisto, der in den lebendigen Kreis der menschlichen Natur eingeschlossen ist. Deshalb ist seine Negation nichts Böses — sie ist sogar gegen das Böse gerichtet. Die Negation im Hamlet bezweifelt das Gute, aber das Böse bezweifelt sie nicht und tritt mit ihm in einen erbitterten Kampf ein. Das Gute bezweifelt sie, d. h., sie verdächtigt dessen Wahrheit und Aufrichtigkeit, und tritt gegen dasselbe auf, nicht als gegen das Gute, sondern als gegen das verfälschte Gute, hinter dessen Maske sich das Böse und die Lüge, seine Feinde von jeher verbergen. Hamlet lacht nicht dämonisch, mit dem theilnahmslosen Lachen des Mephisto; selbst sein bitteres Lächeln schon birgt eine Traurigkeit in sich, welche von seinen Leiden spricht und uns deshalb auch mit ihm versöhnt. Der Skepticismus Hamlets ist auch nicht Indifferentismus, und eben darin besteht seine Bedeutung

und sein Werth. Das Gute und das Böse, das Wahre und Falsche, Schöne und Häßliche fließen nicht bei ihm zusammen zu einem zufälligen, stummen und stumpfen Etwas. Der Skepticismus Hamlets äußert, indem er, so zu sagen, an die aktuelle Verwirklichung des Wahren nicht glaubt, dennoch ein unversöhnliches Widerstreben gegen das Falsche und wird somit zu einem Hauptkämpfer für dieselbe Wahrheit an welche er selbst nicht vollkommen glauben kann. In der Negation aber ist, ebenso wie im Feuer, eine vernichtende Kraft verhandelt — und wie gelangt man dazu, diese Kraft in den entsprechenden Grenzen zu erhalten, wo soll ihr der Haltepunkt angewiesen werden, wenn Dasjenige, was sie vernichten und was sie erhalten soll, oft unzertrennlich miteinander verschmolzen und verbunden erscheint? Da ist es eben, worin sich die oft schon hervorgehobene, tragische Seite des menschlichen Lebens darstellt: zur That gehört der Wille, zur That braucht man den Gedanken. Der Gedanke und der Wille sind aber von einander geschieden und entfernen sich mit jedem Tage mehr voneinander.

»And thus the natvre hue od resolution  
Is sicklied e'er by the pale cast of thought« . . .  
(Der angeborenen Farbe der Entschließung  
Wird des Gedankens Blässe angekränkt.)

so sagt uns Shakespeare durch Hamlet's Mund . . . Und so kommt es, daß wir einerseits denkende, selbstbewußte, oftmals vielumfassende, aber sehr oft unnütze und zur



Unbeweglichkeit verdammt Hamlete vor uns haben; während es andererseits halbverrückte Don-Quichotte giebt, die nur deshalb Nutzen bringen und die Menschen vorwärts bewegen, weil sie nur Einen Punkt sehen und kennen, einen Punkt, der oftmals sogar nicht einmal in der Gestalt existirt, in welcher sie denselben sehen; unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: muß man denn nothwendig ein Verrückter sein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß etwa der Verstand, der sich selbst erkennt, schon deshalb allein seiner ganzen Kraft beraubt sein?

Auch eine oberflächliche Beurtheilung dieser Fragen würde uns zu weit führen.

Wir wollen und aus die Bemerkung beschränken, daß nie in dieser Trennung, in diesem Dualismus, von welchem eben die Rede war, ein fundamentales Gesetz für das gesammte menschliche Leben anerkennen müssen. Dieses gesammte Leben ist nichts Anderes, als ein ewiges Versöhnen und ein ewiger Kampf zwischen zwei Prinzipien, die immerwährend getrennt sind und beständig wieder zusammenfließen. Hätte ich nicht zu befürchten Sie durch philosophische Schlagwörter zu verwunden, so würde ich sagen: Hamlete sind der Ausdruck für die fundanmentale Centripetallkraft der Schöpfung, in Folge deren alles Lebendige sich einbildet, das Centrum der Schöpfung zu sein, und das uebrige nur als ihm zu Liebe bestehend betrachtet. (So hat sich die

Mücke, indem sie sich auf die Stirn Alexanders von Macedonien setzte, in der vollkommensten Ueberzeugung ihres Rechtes von seinem Blute genährt, wie von einer ihr gebührenden Nahrung; so auch Hamlet wenngleich er sich auch verachtet — was die Mücke nicht thut, weil sie sich dazu nicht erheben kann — so auch, wiederhole ich, bezieht Hamlet Alles nur auf seine Person.) Ohne diese Centripetalkraft (die Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht bestehen, ebensowenig, wie sie ohne die andere, die Centrifugalkraft, existiren könnte, nach deren Gesetzen alles Daseiende nur für Andere da ist. (Diese Kraft, dieses Prinzip der Hingebung und Aufopferung — allerdings, wie schon früher erwähnt, in einem komischen Lichte gesehen, wie es keiner Fliege wehe thun will — dieses letztere Prinzip stellt der Don Quichotte'sche Typus dar.) Diese zwei Kräfte — des Verharrens und der Bewegung, des Conservatismus und des Fortschritts, sind die Grundkräfte für Alles, was da ist. Sie erklären uns das Gedeihen der Pflanze, und sie sind es, welche uns den Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung der mächtigsten Völker abgeben.

Wir wollen aber diese, vielleicht am unrechten Orte angebrachten Betrachtungen verlassen und uns zu anderen heimischeren Anschauungen wenden.

Es ist bekannt, daß von allen Shakespeare'schen Werken Hamlet das populärste ist. Diese Tragödie gehört

zu denjenigen Stücken, die zweifellos und jedesmal das Theater füllen. Bei dem jetzigen Zustande unseres Publikums, bei seinem Streben zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken, bei seinem Zweifel an sich selbst und seiner Jugendkraft ist diese Erscheinung begreiflich. Abgesehen von den Schönheiten, von welchen dieses vielleicht bemerkenswertheste Erzeugniß der Neuzeit erfüllt ist, kann man nicht genug das Genie bewundern, welches, in vieler Hinsicht seinem Hamlet selbst verwandt, sich durch freie Bewegung seiner schaffenden Kraft von dem Dichter abgehoben und sein Bild zum ewigen Studium der Nachwelt fixirt hat. Der Geist, der diese Gestalt geschaffen hat, ist der Geist eines Bewohners des Nordens, der Geist der Reflexion und der Analyse — ein schwermüthiger, düsterer Geist, der Harmonie und der heilen Farben beraubt; aber ein tiefer Geist, ein machtvoller, vielseitiger, selbstständiger, leitender Geist. Aus der Tiefe seines Innern heraus hat er Hamlet geboren und damit gezeigt, daß er auf dem Gebiete der Poesie wie auf manchen Gebieten des Volkslebens höher steht, als sein Kind, dadurch eben, daß er dasselbe vollständig begreift.

Auf »Don Quichotte« ruht der Geist des Südländers — ein lichter, heiterer Geist, naiv und empfindlich, der nicht in die Tiefe des Lebens eindringt, der die Erscheinungen des Lebens nicht erfaßt, aber in sich abspiegelt. Es ist schwer, der Begierde zu widerstehen, eine Parallele

zwischen Shakespeare und Cervantes zu ziehen. Ich will mich auf einige Punkte beschränken die auf Verschiedenheit und Aehnlichkeit Beider Bezug haben. Shakespeare und Cervantes — wird so Mancher denken: wie kann denn hier überhaupt ein Vergleich stattfinden? Shakespeare — dieser Riese, dieser Halbgott . . . Ja wohl! Aber nicht als Zwerg erscheint Cervantes gegenüber dem Giganten, dem Schöpfer des »König Lear«, sondern als Mensch und durch und durch als Mensch. Ein Mensch aber hat das Recht, seinen Platz zu behaupten, sogar in Gegenwart eines Halbgottes. Unstreitig verdunkelt Shakespeare Cervantes — und nicht ihn allein — durch den Reichthum und die Macht seiner Phantasie, durch den Glanz der gewaltigsten Poesie, durch die Tiefe und Breite seines ganzen Geistes; aber Sie finden in dem Romane von Cervantes weder erkünstelte Witze, noch unnatürliche Vergleiche, noch faden esprit; Sie finden dort auch keine abgehauenen Köpfe, keine ausgerissenen Augen, alle diese Blutlachen, diese stähleme und stumpfe Grausamkeit die den Nachlaß des Mittelalters, des Barbarenthums bilden, welches sich aus den starren nordischen Naturen langsamer verliert. Und doch war Cervantes wie Shakespeare Zeitgenosse der Bartholomäusnacht, und noch lange nach ihnen wurden Ketzer verbrannt und floß Menschenblut — wird es denn überhaupt zu fließen aufhören? Das Mittelalter findet seinen Ausdruck in »Don Quichotte« durch den

Abglanz der provencalischen Poesie, durch die märchenhafte Grazie jener Romane, bei deren Lektüre Cervantes so gutmüthig gelacht hatte, und denen er selbst einen lebten Tribut in seinem »Percival und Sigismunda«<sup>1</sup> darbrachte. Shakespeare holt sich seine Figuren von überall her — vom Himmel, von der Erde — Nichts steht ihm entgegen, Nichts kann seinem Alles durchdringenden Blicke entgehen. Er reißt sie mit einer unwiderstehlichen Kraft an sich, mit der Kraft eines Adlers, der über seine Beute herfällt. Cervantes dagegen führt dem Leser gutmütig seine nicht eben zahlreichen Figuren vor, wie ein Vater seine Kinder; er nimmt nur das, was ihm nahe ist; aber dieses Ruhe — das ist ihm genau bekannt. Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Dichters unterthan zu sein. Cervantes — schöpft seinen Reichthum nur aus seiner Seele, dieser klaren, sanften Seele, die reich an Lebenserfahrungen doch, durch sie nicht verbittert ist. Nicht umsonst hatte Cervantes, wie er selbst sagt, während seiner siebenjährigen, schweren Gefangenschaft die Wissenschaft der Geduld studiert. Der Kreis, über welchen er verfügt, ist enger als der Shakespeare'sche; aber in ihm spiegelt sich, wie in jedem einzelnen lebendigen Geschöpfe, alles Menschliche ab. Cervantes leuchtet nicht mit Blitzesworten: er erschüttert nicht durch die titanische Kraft einer siegreichen Begeisterung; feine Poesie ist nicht die Shakespeare'sche, eine

manchmal trübe See: sie ist ein tiefer Fluß, welcher ruhig zwischen buntgestalteten Ufern fließt. Allmählich mitgerissen und allseitig von seinen durchsichtigen Wellen umspielt, ergiebt sich der Leser mit Freude der wahrhaft epischen Stille und Ruhe des Stromes. Die Phantasie ruft mit Freuden die Gestalten der beiden Dichter desselben Jahrhunderts hervor, die grade an ein und demselben Tage, am 26. April 1616, ihr Leben aushauchten. Cervantes hat von Shakespeare wahrscheinlich Nichts gewußt; der große Tragiker aber konnte noch in der Stille seines Stratfordschen Hauses, wohin er sich drei Jahre vor seinem Tode zurückgezogen hatte, den berühmten Roman lesen, der damals schon in's Englische übertragen war . . . Ein Bild, des Pinsels eines denkenden Malers würdig: Shakespeare den »Don Quichotte« lesend. Glücklich die Länder, wo solche Männer erstehen, wo solche Lehrer für die Zeitgenossen und Nachkommen das Leben erhalten! Der unverwelkliche Lorbeerkranz, mit welchem ein großer Mann gekrönt wird, legt sich auch um die Stirne seiner Nation.

Bevor wir unsere, bei weitem noch nicht vollständige Studie zu Ende führen, dürfte es wohl erlaubt sein, noch einige Bemerkungen zu machen.

Ein englischer Lord (ein in dieser Hinsicht sachkundiger Beurtheiler) nannte in meiner Gegenwart Don Quichotte das Muster eines echten Gentleman. Und

in Wahrheit: wenn Einfachheit und Gelassenheit im Benehmen als Merkmale für einen anständigen Menschen gelten, so hat Don Quichotte volles Recht auf diesen Namen. Er ist ein wahrer Hidalgo, auch dann noch, als die spottlustigen Dienerinnen des Herzogs ihm das ganze Gesicht einseifen. Die Einfachheit seiner Manieren entstammt der Abwesenheit einer Eigenschaft, die ich nicht Eigenliebe, sondern Eigendünkel nennen möchte. Don Quichotte ist nicht mit sich selber beschäftigt, und indem er sich und Andere achtet, fällt es ihm nicht ein, zu affektieren. Hamlet aber erscheint mir bei all' seiner eleganten Ausstattung — Sie müssen mir den französischen Ausdruck verzeihen — wie »**ayant des airs d'un parvenu.**« Er ist unruhig, manchmal sogar grob, thut ernsthaft und ist spöttisch. Dafür ist ihm auch die Kraft der eigentümlichen und scharfen Rede gegeben, eine Kraft, die jeder grübelnden und sich selbst bearbeitenden Persönlichkeit eigen und daher Don Quichotte nicht entsprechend ist. Die Tiefe und Feinheit der Analyse bei Hamlet, seine vielseitige Bildung (wir dürfen nicht vergessen, daß er an der Universität zu Wittenberg studierte) haben bei ihm einen fast unfehlbaren Geschmack ausgebildet. Er ist ein vortrefflicher Kritiker; die Rathschläge, die er den Schauspielern ertheilt, sind erstaunlich richtig und klug. Das aesthetische Gefühl ist bei ihm vielleicht eben so stark, wie das Pflichtgefühl bei Don Quichotte.

Don Quichotte zeigt eine tiefe Achtung vor den bestehenden Ordnungen, vor der Religion, vor den Monarchen und Herzögen, ist aber gleichzeitig frei und erkennt die Freiheit Anderer an. Hamlet schimpft über die Könige, über die Höflinge, und in Wirklichkeit ist er ein Unterdrücker und intolerant.

Don Quichotte kann kaum lesen, Hamlet führt sicherlich ein Tagebuch. Don Quichotte besitzt bei all' seiner Unwissenheit bestimmte Ansichten über Politik und Verwaltung; Hamlet aber hat weder Zeit noch Bedürfnis, sich mit solchen Fragen abzugeben.

Es ist viel gegen die unzähligen Hiebe geschrieben worden, die Cervantes dem Don Quichotte zu Theil werden läßt. Ich habe schon früher bemerkt, daß im zweiten Theile des Romans der arme Ritter fast nicht mehr geschlagen wird; ich muß aber noch hinzufügen, daß »Don Quichotte« ohne diese Schläge weniger Anklang bei den Kindern finden würde, die nun mit großer Begierde seine Abenteuer lesen. Auch uns Erwachsenen würde er nicht in seinem richtigen Lichte erscheinen; er würde vielmehr etwas Kaltes und Stolzes an sich tragen — was seinem Charakter widerspräche. Ich habe soeben gesagt, daß er im zweiten Theile nicht mehr geschlagen wird; dafür aber wird er am Schlusse, nach der entschiedenen Niederlage, die er vom »Ritter des hellen Mondes«, einem verkleideten Baccalaureus erlitten, nachdem er dem Ritterthum entsagt, und zwar



kurz vor seinem Tode — von einer Herde Schweinen mit Füßen getreten. Ich hatte einmal Gelegenheit zu hören, wie man Cervantes diesen Schluß vorwarf: er wiederhole hier schon früher hinreichend gebrauchte und abgeschmackte Späße. Aber auch hier ist Cervantes von dem Instinkte des Genies geleitet worden; selbst in diesem garstigen Abenteuer liegt ein tiefer Gedanke verborgen. Das Getretenwerden von Schweinefüßen kommt oft im Leben der Don-Quichotte vor, und gewöhnlich kurz vor ihrem Ende: es ist dies der letzte Tribut, den sie dem groben Zufall, dem gleichgültigen und frechen Unverständniß zu zahlen haben . . . es ist die Ohrfeige des Pharisäers . . . Nun — können sie sterben. Sie sind durch das ganze Feuer der Läuterung hindurchgegangen, sie haben sich die Unsterblichkeit erobert und sie öffnet sich auch vor ihnen.

Zu Zeiten ist Hamlet arglistig und sogar grausam. Erinnern Sie sich des von ihm veranstalteten Unterganges der beiden vom Könige nach England gesandten Höflinge, erinnern Sie sich seiner Rede über den von ihm ermordeten Polonius. Uebrigens, wir sehen hierin, wie schon bemerkt, die Abspiegelung des dahinscheidenden Mittelalters. Andererseits aber müssen wir dem ehrlichen und redlichen Don Quichotte die Neigung zum halbbewußten, halbnaiven Betrüge, zur Selbsttäuschung zuerkennen — eine Neigung, die fast immer der Einbildungskraft eines Enthusiasten eigen ist. Seine

Erzählung von dem, was er in der Höhle Montesinos gesehen, ist augenscheinlich von ihm erdichtet und kann den einfachen Sancho Pansa nicht täuschen.

Hamlet läßt bei dem mindesten Mißerfolge den Muth sinken und klagt; Don Quichotte dagegen, von den Galeeren-Sklaven durchgehauen, bis zur Unmöglichkeit sich zu rühren, zweifelt nicht im geringsten an dem Erfolge seines Unternehmen. So, erzählt man sich, pflegte sich Fourrier mehrere Jahre hintereinander jeden Tag zum Rendez-vous mit einem Engländer einzustellen, den er in den Zeitungen aufgefordert hatte, ihn mit einer Million Franks zur Ausführung seiner Pläne zu versehen — und der selbstverständlich niemals erschien. Das ist unstreitig sehr komisch; aber dabei fällt mir Folgendes ein: die Alten nannten ihre Götter neidisch und hielten es in der Noth für nützlich, die Götter durch freiwillige Opfer zu beschwichtigen (denken Sie an den Ring, den Polycrates in's Meer warf). Weshalb sollten wir nicht glauben, daß ein gewisser Theil von komischen Elementen sich den Handlungen und dem Charakter solcher Männer beimengen müsse, die zu einer großen und neuen That berufen sind — als Beschwichtigungsoffer für die neidischen Götter? Und doch, ohne diese Käuze, ohne diese Erfinder würde die Menschheit nicht vorwärtsschreiten — und die Hamlete hätten Nichts, worüber sie grübeln könnten.

Ja, ich wiederhole es: Don Quichotte finden, Hamlete

bearbeiten. Wie aber — könnte man fragen — sind denn Hamlete im Stande, zu bearbeiten, da sie Alles bezweifeln und an Nichts glauben? Darauf wäre zu erwiedern, daß es nach den weisen Anordnungen der Natur weder vollkommene Hamlete, noch vollkommene Don-Quichotte giebt. Es sind hier nur die extremen Ausdrücke gegeben für zwei Richtungen — Absteckpfähle, welche von den beiden Dichtern noch zwei verschiedene Richtungen hin aufgepflonzt sind. Das Leben strebt denselben entgegen, ohne sie jedoch zu erreichen. Es soll hier nicht vergessen werden, daß ebenso wie ein Hamlet das Prinzip der Analyse bis in's Tragische, ebenso auch bei Don Quichotte das des Enthusiasmus bis in's Komische durchgeführt ist; im Leben aber begegnen wir nur äußerst selten dem vollkommen Komischen oder dem vollkommen Tragischen.

Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit des Horatio an ihn. Das ist eine prächtige Figur, die, zur Ehre unserer Zeit, heutzutage nicht selten vorkommt. In Horatio erkennen wir den Typus eines Jüngers, eines Schülers im besseren Sinne des Wortes. Im Besitze eines stoischen und graden Charakters, warmen Herzens und etwas beschränkt an Geist — ist er sich seines Nachtheiles bewußt und bescheiden, was nicht oft bei beschränkten Menschen der Fall ist. Er dürstet nach Belehrung, er will geleitet werden und verehrt den klugen

Hamlet, ergiebt sich ihm mit seinem ganzen braven Herzen, ohne auf Gegenliebe Anspruch zu machen. Er unterwirft sich ihm, nicht wie man sich einem Prinzen unterwirft, sondern einem Haupte. Eines der wichtigsten Verdienste, die den Hamletten nachgesagt werden müssen, besteht darin, daß sie solche Männer wie Horatio ausbilden und entwickeln, Männer, die von ihnen den Samen des Gedankens annehmen, ihn in ihrem Versen befruchten, um ihn nachher in der ganzen Welt auszustreuen. Die Worte, mit welchen Hamlet die Bedeutung Horatios anerkennt, gereichen ihm selbst zur Ehre. In ihnen drücken sich seine eigenen Begriffe über die hohe Bedeutung der Menschen im Allgemeinen aus, seine edlen Bestrebungen, die kein Skepticismus zu schwächen im Stande ist. — »Hör' mich an!« sagt er zu ihm (2. Sc. III. Akt):

»Seit meine theure Seele Herrin war  
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,  
Hat sie Dich auserkoren. Denn Du warst,  
Als litt'st Du Nichts, indem Du Alles littest;  
Ein Mann, der Ethik und Gaben vom Geschick  
Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,  
Weiß' Blut und Urtheil sich so gut vermischt,  
Daß er zur Pfeife nicht Fortuna dient,  
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.  
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft  
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen  
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,  
Wie ich Dich hege

Der ehrliche Skeptiker achtet immer den Stoiker. Da die alte Welt im Zerfall begriffen war — und so auch in jeder andern Epoche, die jener gleicht — suchten die besseren Menschen ihre Rettung im Stoicismus als in dem einzigen Zufluchtsorte, wo die Menschenwürde sich noch zu erhalten vermöchte. Die Skeptiker wurden, wenn sie keine Kraft hatten zu sterben — »in das Land zu gehen, von wannen noch kein Wanderer zurückgekommen ist« — Epikureer. Eine erklärliche, ob zwar traurige und uns nur zu bekannte Erscheinung.

Sowohl Hamlet als Don Quichotte haben ein rührendes Ende. Welcher Unterschied aber in dem Tode Beider! Schön sind die letzten Worte Hamlets. Er wird versöhnend, sanfter, er gebietet Horatio zu leben und erhebt seine brechende Stimme zu Gunsten des jungen Fortinbras', des unbefleckten Vertreters des Erbrechts . . . aber der Blick Hamlets richtet sich nach vorwärts . . . »Der Rest ist Schweigen,« sagt der sterbende Skeptiker — und verstummt auf ewig. Der Tod Don Quichottes ruft in unserer Seele eine unsägliche Rührung wach. In diesem Augenblicke wird die hohe Bedeutung dieses Mannes zugänglich für Jedermann. Als sein früherer Wassenträger, der ihn trösten will, äußert, sie würden sich nun bald wiederum nach ritterlichen Abenteuern auf den Weg machen, antwortete der Sterbende: »Nein, das Alles ist für immer dahin, und ich bitte Alle um Vergebung; ich bin nicht mehr Don Quichotte, ich bin wieder Alonzo der

Gute, wie man mich einst nannte; »Alonzo el Bueno—

Dieses Wort ist bewunderungswerth; die Erwähnung dieses Beinamens — zum ersten und letzten Male — erschüttert den Leser. Ja, dieses eine Wort hat noch eine Bedeutung vor dem Antlitze des Todes. Alles wird vergehen, Alles wird verschwinden: der allerhöchste Rang, das allumfassende Genie — Alles wird zu Staub werden . . .

Alles, was groß auf Erden,  
Verfliegt wie Rauch . . .

Aber die guten Thaten — sie verfliegen nicht wie Rauch; sie sind von längerer Dauer, als die allerglänzendste Schönheit: »Alles wird vergehen — sagt der Apostel — nur die Liebe wird bleiben.— Ich habe nach diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn es mir durch den Hinweis auf die beiden fundamentalen Richtungen im menschlichen Geiste, von denen ich eben vor Ihnen zu reden die Ehre hatte, beschieden war, bei Ihnen manche, vielleicht sogar mit den meinigen übereinstimmende Gedanken wachgerufen zu haben — wenn ich, wenn auch nur annähernd meine Aufgabe erfüllt und Ihre freundliche Aufmerksamkeit nicht ermüdet habe.





- 1 Es ist bekannt, daß der ritterliche Roman »Percival und Sigismunda« nach dem ersten Theile des »Don Quichotte« erschien.